

Maike Nikolai-Fröhlich

Elternschaft als Risiko? Familiengründung als (vergeschlechter) Risikodiskurs in hochschulnahen Medien und in Selbstaussagen forschender Mütter

Risiko Kind(er)?

Darüber, dass Wissenschaft nicht im luftleeren Raum, sondern innerhalb biografischer Kontexte von Wissenschaftler/innen entsteht, herrscht inzwischen Konsens. Faktoren wie die Herkunft, das Geschlecht und der absolvierte Bildungsweg beeinflussen Forschungsinteressen und -themen ganz zentral. Dieser Umstand kann als Mangel an Objektivität gewertet werden oder aber als Chance, neue Forschungsfelder zu eröffnen und zu betreten. Die offene Reflexion der eigenen Biografie – insbesondere der eigenen Elternschaft – bleibt trotzdem oft aus. Die Mutter- oder Vaterschaft von Wissenschaftler/innen galt an deutschen Hochschulen lange als ‚Privatsache‘. Dies änderte sich erst mit der Wahrnehmung des demografischen Wandels und der eklatanten Kinderlosigkeit von Akademiker/innen. Paradox: Obwohl also Nachwuchs dieser Zielgruppe explizit erwünscht ist, wird Elternschaft auch in der Gegenwart immer noch primär als hinderlich für eine Karriere im Wissenschaftsbetrieb beschrieben.

Dass im Verständnis vieler Forscher/innen eine wissenschaftliche Karriere immer noch allenfalls *trotz* und nicht *aufgrund* von Elternschaft gelingen kann, erfuhr ich selbst, als ich im Masterstudium mein erstes Kind erwartete. Obwohl ich an einer Universität studierte, die sich als familienfreundlich versteht und auch als solche ausgezeichnet wurde,¹ wurde schnell deutlich, dass eine Elternschaft –

1 Die Technische Universität Dresden ist seit 2007 als „familiengerechte Hochschule“ zertifiziert. Maßnahmen und Vorsätze zur Sicherung von Familienfreundlichkeit sind zudem in einem Leitfadens zur „Vereinbarkeit von Studium, Familie und Beruf“ gebündelt. Dieser ist online abrufbar unter: <http://kinder.studentenwerk-dresden.de/images/dateien/wegweiser.pdf.pdf> (5.5.2015).

und vor allem eine Mutterschaft – als problematisch wahrgenommen wurde und wird: Ganz selbstverständlich ging ein Großteil der Lehrenden davon aus, dass sich ein Kind nur schwer bis überhaupt nicht mit dem Studium und einer daran anschließenden wissenschaftlichen Karriere vereinbaren lasse und dass ich mich aufgrund der dadurch entstehenden Mehrbelastung längerfristig aus dem Fach verabschieden würde. Positive Aspekte einer Elternschaft, wie die „Motorfunktion“ von Familie – in Form von Motivation, Rückhalt, einem Zuwachs an Kreativität, (geistiger) Flexibilität und Problemlösungsstrategien sowie einer Erweiterung des Forschungsinteresses –, kamen nicht zur Sprache.

Und auch nach der Geburt meines Sohnes und dem schnellen, dank universitätsinterner Kinderbetreuung weiterstgehend nahtlosen Wiedereinstieg ins Studium änderte sich das kaum. Bei Veranstaltungen, Konferenzen oder im Gespräch mit anderen Wissenschaftler/innen – mit und (noch) ohne Kinder – drängte sich mir zunehmend die Erkenntnis auf, dass eine Familiengründung innerhalb des Wissenschaftsbetriebes stark problematisiert wurde. Damit schließt der inneruniversitäre Diskurs um Familie an aktuelle politische und mediale Diskurse an, die eine Familiengründung als Risiko verhandeln,² indem die Entscheidung für Kinder mit möglichen (Negativ-)Zuständen verknüpft wird.³

An dieser Stelle überschneidet sich erstmals meine persönliche Erfahrung mit meinem wissenschaftlichen Interesse, das vor allem Risikodiskursen und Risikonarrativen innerhalb deutschsprachiger Gegenwartsliteratur gilt; meine eigenen Situation als Studentin mit Kind hat mein Forschungsinteresse nachhaltig geprägt und mich auch motiviert, das Thema „Familiengründung als ‚Risiko‘“ zum Gegenstand meiner Dissertation zu machen.⁴

2 Siehe exemplarisch: Baum, Albraun; Harmann, Gesundheitsrisiko; Voigt, Erschöpfung.

3 Unter Risiko soll im Sinne Niklas Luhmanns die Praxis verstanden werden, Sachverhalte, Prozesse und Zustände als Folgen von Entscheidungen anzusehen und zu kommunizieren. Vgl. Luhmann, Soziologie, 30 f.

4 Vgl. Nikolai-Fröhlich, Familiengründung. Hier wird der literarische Diskurs um Familiengründung und Elternschaft anhand zeitgenössischer Elternratgeber und (Familien-)Romane, besonders unter Genderaspekten untersucht. Die Arbeit entsteht seit April 2014 an der Professur für Neuere deutsche Literatur- und Kulturgeschichte der Technischen Universität Dresden unter Betreuung von Gudrun Loster-Schneider.

Risikozuschreibungen im Kontext von Familiengründung und Elternschaft sind in jüngster Zeit auch verstärkt in hochschulnahen Medien zu beobachten: Eine deutschlandweite mediale Diskursplattform stellt die Wissenschaftszeit-schrift *Forschung & Lehre* dar, die als auflagestärkste deutsche wissenschafts- und hochschulpolitische Zeitschrift⁵ maßgeblich auf die Diskurskultur innerhalb der Hochschullandschaft wirken kann. *Forschung & Lehre* versteht sich selbst als „offenes Forum für kontroverse und meinungsfreudige Positionen“⁶ und publiziert Beiträge zu Politik, Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Bereiche wie „Work-Life-Balance“ im Wissenschaftsbetrieb und die „Vereinbarkeitsfrage“ sind hier in den letzten Jahren immer wieder thematisiert worden.⁷ Die dort vorgetra-genen Argumente differieren von solchen in Beiträgen von forschenden Müttern in anderen medialen Kontexten. Beide werden im Folgenden mit Hinblick auf den Diskurs über das ‚Risiko Elternschaft‘ untersucht, der wesentlich von einer öko-nomischen Perspektive auf die Frage, ob, wann und weshalb eine Familiengrün-dung erfolgt, geprägt ist. Beide Textarten thematisieren die Vor- und Nachteile von Elternschaft, die ‚Schäden‘ und ‚Gewinne‘, die mit der Geburt eines Kindes verknüpft werden, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Der Beitrag befasst sich primär mit der diskursiven Ebene,⁸ also der Art und Weise, wie Elternschaft im Kontext von Hochschule – aus der Perspektive der Beobachtung und aus der des Erlebens – verhandelt wird.

Auch wenn die lebenspraktischen Aspekte von Eltern an deutschen Hoch-schulen, wie die institutionellen Rahmenbedingungen oder die Frage, welche strukturellen Bedingungen innerhalb der Institution Universität oder Fachhoch-schule förder- oder hinderlich für die Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissen-schaft sein könnten, nicht im Zentrum dieses Beitrags stehen, sollte klar sein: Die

5 Vgl. Selbstbeschreibung Wir über uns der Zeitschrift, unter: http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?page_id=29 (4.4.2015).

6 Zitiert nach der Selbstbeschreibung Wir über uns.

7 Untersucht wurden die Ausgaben der Zeitschrift seit 2000, mit dem Fokus auf jüngere und jüngste Beiträge zu den Themen Gleichstellung, Vereinbarkeit, Familie und Familienfreundlichkeit.

8 Diskurse sollen hier im Sinne Foucaults als „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“, verstanden werden (Foucault, Archäologie, 74).

konkreten Hindernisse im Kontext der Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft sollen an dieser Stelle nicht bagatellisiert werden, denn sie sind nicht nur strukturell erheblich.

Elternschaft als Risikodiskurs an deutschen Hochschulen

Das Spannungsverhältnis zwischen Elternschaft und Wissenschaft wird in der Gegenwart zunehmend auf institutioneller Ebene, beispielsweise in Form von universitären Leitbildern oder Auditierungsverfahren,⁹ in denen Familienfreundlichkeit als Ziel artikuliert werden, kritisch reflektiert. An immer mehr deutschen Universitäten und Fachhochschulen entsteht ein Problembewusstsein dafür; die Forderung nach einer Vereinbarkeit von Familie, Forschung und Lehre wird zunehmend offen gestellt und auch das generative Potenzial einer solchen Verbindung nicht nur erkannt, sondern inzwischen sogar vermarktet. So formuliert die Technische Universität München die Gewährleistung von Familienfreundlichkeit implizit als gewinnbringend, indem sie das Thema in ihrem Leitbild unter dem Stichwort „Wertschöpfung durch Wertschätzung“¹⁰ anreißt.

Solche Formulierungen sind unter anderem auf Forschungsergebnisse der Soziologie und der Bildungsforschung zurückzuführen, die das Thema Familie und Hochschule mittels quantitativer und qualitativer Erhebungen vermehrt untersucht haben und noch untersuchen. Aktuelle Arbeiten aus diesen Disziplinen beschreiben einerseits den Ist-Zustand an Hochschulen und decken die

9 Zu nennen ist beispielsweise das Zertifizierungsverfahren audit familiengerechte Hochschule, ein „Managementinstrument zur familiengerechten Gestaltung der Arbeits- und Studienbedingungen an Universitäten und Fachhochschulen“, unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).

10 Siehe den Internetauftritt der Technischen Universität München, unter: [http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/\(4.5.2015\)](http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/(4.5.2015)). Und auch die Universität Tübingen „sieht es als ihre Aufgabe an, Arbeits- und Studienbedingungen unter Einhaltung der Sozialstandards zu schaffen, die es allen Studierenden, Beschäftigten, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erlauben, ihre Verantwortung in Familie und Gesellschaft wahrzunehmen“; unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).

Schwierigkeiten auf, die die Verknüpfung einer wissenschaftlichen Karriere mit einer Familiengründung mit sich bringen. Andererseits werden hier Forderungen nach hochschulpolitischen Interventionen zur Erleichterungen der Verbindung Kind(er) und Universitätskarriere laut, beispielsweise in Form von flächendeckender Kinderbetreuung und der Änderung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes.¹¹

Daran anschließend werden Elternschaft und das Thema Vereinbarkeit von Kind und wissenschaftlicher Karriere vermehrt in wissenschaftsnahen bzw. hochschulpolitischen Medien diskutiert; die ‚Vereinbarkeitsfrage‘ ist immer wieder Gegenstand in Zeitschriften wie *Forschung & Lehre* und wird auf einschlägigen Wissenschaftskarriereportalen wie academics.de oder in Wissenschaftsblogs¹² verhandelt. Solche Beiträge werden in der Regel von Wissenschaftler/innen aus dem Feld der Familien- und Hochschulforschung verfasst. Zum Teil handelt es sich aber auch um Erfahrungsberichte betroffener Wissenschaftler/innen aus allen Disziplinen. Oft sind beide Bereiche ineinander verwoben, da wissenschaftliche Erhebungen mit persönlichen Erfahrungsberichten gekoppelt werden. Das Feld stellt demnach einen Komplex dar, der allzu gerne, jedoch nur unbefriedigend nach den reduktionistisch-dichotomen Kriterien wie ‚subjektiv‘/‚objektiv‘ oder ‚privat‘/‚öffentlich‘ differenziert wird und werden kann.

Die Verbindung von Elternschaft und Wissenschaft als „schwieriger Spagat“

Die Beiträge zum Thema Elternschaft und Forschung in *Forschung & Lehre* werden überwiegend von einem starken Problembewusstsein beherrscht: So beschreibt beispielsweise die Soziologin Claudia Winter im „Karriere-Praxis“-Teil der Juliausgabe 2008 der Zeitschrift eine Familiengründung und die Verbindung

11 Vgl. zum Beispiel Findeisen, Hürdenlauf; Kunadt u. a., Familienfreundlichkeit; Metz-Göckel, Karrierefaktor.

12 Vgl. beispielhaft den Beitrag der Soziologin Kerstin Dressel, Wissenschaft, unter <http://scienceblogs.de/forwomen-in-science/2008/10/15/wissenschaft-kind-und-kegel-aus-dem-leben-einer-wissenschaftlerin-und-mutter/>(4.4.2015).

von Elternschaft und Wissenschaft – insbesondere für Frauen – grundsätzlich als einen „schwierigen Spagat“. ¹³ Auf der Grundlage ihrer Beratungspraxis als Frauenreferentin im Frauenbüro der Universität Trier kommt sie zu der Einschätzung, dass gerade Mütter im Wissenschaftsbetrieb im Gegensatz zu ihren kinderlosen Kolleginnen vor allem mit einem Zeitmangel zu kämpfen hätten. Dieser resultiere aus der meist alleinigen Übernahme der Fürsorgearbeit für die Kinder und der Bewältigung des Haushalts. Winter konstatiert, dass schon allein die Umsetzung der eigenen Qualifizierungsarbeit für Frauen unter solchen Umständen äußerst problematisch sei. Eine Mutterschaft berge demnach ein erhebliches Karriererisiko, dem mit folgender Anleitung zum ‚Risikomanagement‘ entgegengewirkt werden könne. Die Autorin rät: „Beschaffen Sie sich das sogenannte Erfolgswissen“; ¹⁴ gemeint sind Kenntnisse über Fördermöglichkeiten und eine strategische Karriereplanung. Weiter betont sie: „Optimieren Sie Ihre Zeit- und Arbeitsplanung, üben Sie schnelles Umschalten von Unterbrechungen zurück auf konzentriertes Arbeiten“. ¹⁵

Die von Winter formulierten Ratschläge beinhalten neben den eingangs explizit genannten Schwierigkeiten auch einige implizit formulierte Risiken, beispielsweise im Kontext der Paarbeziehung und Rollenerwartungen: „Eine Partnerschaft, in der Vereinbarungen über die gemeinsame Phase als Eltern gut kommuniziert werden und in der die möglicherweise geschlechterspezifischen Rollenerwartungen im Vorfeld geklärt sind, ist von besonderer Bedeutung [...]“. ¹⁶ Die Verteilung der Fürsorge- und Hausarbeit wird nicht nur als konfliktträchtig, sondern auch als gebunden an Geschlechterrollen beschrieben. Abschließend betont Winter die Wichtigkeit, ‚am Ball zu bleiben‘: „Halten Sie Kontakt, seien Sie in Ihrem Fach präsent und verteidigen Sie Ihren Arbeitsplatz unbedingt auch gegen universitäre Raumnot“. ¹⁷

13 Das Titelzitat ist eine Übernahme aus dem gleichnamigen Beitrag von Winter, Spagat, 400.

14 Ebd.

15 Ebd. 401.

16 Ebd.

17 Ebd.

Eine Eltern- bzw. eine Mutterschaft wird von Winter in Bezug auf eine Hochschulkarriere auf diese Weise gleich auf mehreren Ebenen als kritisch beschrieben: Neben ganz praktischen Aspekten, wie dem Zeitverlust durch Fürsorge- und Hausarbeit, werden das Festhalten an Rollenmustern und vor allem das Fehlen von „Erfolgswissen“¹⁸ genannt sowie eine mangelnde Vernetzung bzw. Verankerung im Wissenschaftsbetrieb problematisiert. Dabei sind deutliche Genderimplikationen auszumachen: Frauen wird ein hohes Maß an Kommunikationsfähigkeit und Kompromissbereitschaft zugeschrieben, wie sich vor allem in Winters Beschreibung in Bezug auf die Gestaltung der Paarbeziehung zeigt. Gleichzeitig werden durch die Formulierungen eines Mangels an strategischer Karriereplanung und durch die Aufforderung, den Arbeitsplatz „zu verteidigen“, implizit auf vermeintlich ‚weibliche‘ Eigenschaften wie Konformität und Konfliktmeidung verwiesen. Die Risikozuschreibungen erweisen sich als stark an Geschlechterstereotype¹⁹ geknüpft und somit an Vorstellungen von Weiblichkeit.

Aber auch Männern werden in den Beiträgen geschlechertypische Risiken zugeschrieben, wenn auch völlig andere. Beispielfähig hierfür ist Corinna Onnens Artikel *Schneller, höher, weiter?*,²⁰ in dem die Soziologin die Risiken für Wissenschaftler, die Väter werden, beschreibt. Grundlage für den Beitrag sind empirische Erhebungen aus der Familiensoziologie, die von der Autorin zusammengefasst und kommentiert werden. Onnen konstatiert: „Männer stehen in ihrer idealen Biographie vor der Herausforderung, eine Balance zwischen betrieblicher Belastung und Privatleben samt Ausgleichsaktivitäten für das gesundheitliche Wohlbefinden zu erreichen.“²¹ Männer müssten ihre Freizeit „möglichst perfekt organisier[en]“, was „vor allem zulasten der Beziehung zwischen Vater und Kindern sowie der Part-

18 Neben dem Wissen über Fördermöglichkeiten werden von Winter Kenntnisse darüber, wer „Meinungsführer des Faches“ ist und welche Themen innerhalb der Disziplin gerade „Mainstream“ sind, genannt (Winter, Spagat, 400).

19 Geschlechterstereotype sind „kognitive Strukturen, die sozial geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale von Frauen und Männern enthalten“ (Eckes, Geschlechterstereotype, 178).

20 Forschung & Lehre, April 2013.

21 Onnen, Wachstum, 282.

nerbeziehung²² gehe. Darüber hinaus werden die unterschiedlichen Ansprüche, die im Kontext von Beruf und Familie an Männer gestellt würden, als besonders heikel identifiziert: Während Männer am Arbeitsplatz „gut strukturierte Situationen“ vorfänden, sähen sie sich „im häuslichen Milieu vielfältige[n] unberechenbare[n] und unstrukturierte[n] Ansprüche[n]“²³ gegenübergestellt.

Die Verknüpfung von Vaterschaft und Wissenschaft wird in diesem Beitrag vor allem auf privater Ebene als riskant markiert. Im Gegensatz zu Wissenschaftlerinnen mit Kind, deren Risiken vorrangig auf wissenschaftlicher bzw. karrieretechnischer Ebene verortet werden, stehen in dieser Beschreibung für Väter das ausgewogene Verhältnis von Arbeit und Freizeit sowie die Beziehung zur Partnerin und den Kindern auf dem Spiel. Besonders auffällig dabei ist, dass Fürsorgearbeit, mit den „unberechenbaren und unstrukturierten Ansprüchen“, die sie stelle, als generell problematisch für *Männer* beschrieben wird: Der (vermeintliche) Kontrast von ‚geordneter‘ Erwerbs- und ‚chaotischer‘ Familienarbeit wird betont und auf diese Weise eine Dichotomie von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Lebensbereichen bestärkt. Gleichzeitig wird eine Verknüpfung von Risiken mit Geschlechterstereotypen wie ‚männlicher‘ Rationalität und Durchsetzungsfähigkeit (im Hinblick auf die Arbeitsplatzsituation) und fehlender ‚weiblicher‘ Fürsorge- und Multitaskingkompetenz (im Hinblick auf Haushalt und Kinderbetreuung) hergestellt. Man beachte auch die unterschiedlichen Bilder, die zur Beschreibung herangezogen werden, und deren Konnotation: Für Männer wird das der Balance – also ein aktives Gleichgewicht-Halten – gewählt, für Frauen der Spagat, also der Versuch, zwei entgegengesetzte Pole zu verbinden. Die Schwierigkeiten der Vereinbarung einer Vaterschaft mit der Arbeit als Wissenschaftler wird hingegen nicht thematisiert. Dasselbe gilt für Kämpfe um den Arbeitsplatz oder Schwierigkeiten bei der Umsetzung der eigenen Qualifizierungsarbeit. Insgesamt wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Wissenschaftler eher als eine Detail- denn als Grund-satzfrage dargestellt.

22 Ebd.

23 Ebd., 283.

„Weniger krank und mehr motiviert“:²⁴ Gewinne einer Elternschaft

Während die beiden dargestellten Beiträge in *Forschung & Lehre*, die durchaus repräsentativ für viele weitere sind, vorrangig die Schadensebene einer Familiengründung hervorheben, finden sich auch einige wenige Aussagen zu potenziellen Gewinnen bzw. Chancen einer Elternschaft. Beispielhaft hierfür ist ein Beitrag der Psychologin und Bildungsforscherin Inken Lind, die nicht nur auf Probleme von Eltern an deutschen Hochschulen, wie die Abwertung der wissenschaftlichen Leistung und der Ausschluss aus beruflichen Netzwerken, verweist, sondern auch auf positive Aspekte eingeht. Gerade in Bezug auf Überarbeitungssymptome und Burnout sei festzustellen, dass Eltern davon weniger betroffen seien. Auch sei bei Eltern insgesamt eine „größere [] berufliche Motivation“ und vor allem eine „größere Effizienz“²⁵ im Arbeitsstil nachzuweisen, so Lind. Aufgrund dieser Erkenntnisse aus der Arbeitsforschung plädiert die Autorin für eine Stärkung von Eltern im Wissenschaftsbetrieb, um das hohe generative Potenzial, das sie bürden, abzuschöpfen. Auch Irene Gerlach, Leiterin des Forschungszentrums für familienbewusste Personalpolitik, konstatiert in einem Interview mit der Zeitschrift *Forschung & Lehre*, dass die Verbindung von Karriere und Familie zu mehr Motivation und wesentlich weniger Fehlzeiten unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern führe.²⁶

Ganz ähnlich, wenn auch mit weitaus persönlicherer Note beschreiben Wissenschaftlerinnen mit Kind(ern) die positiven Auswirkungen ihrer Mutterschaft auf ihre Arbeit. Exemplarisch ist der Sammelband *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, in dem vorrangig Wissenschaftlerinnen zu Wort kommen.²⁷ Nanny Wermuth, Statistikerin und Mutter von vier Kindern, resümiert

24 Das Titelzitat ist eine Übernahme aus dem gleichnamigen Interview der Zeitschrift *Forschung & Lehre* mit Gerlach, Familienbewusste Personalpolitik, 536.

25 Lind, Aufgeschobene Kinderwünsche, 756. Siehe auch Lind, Kinder, unter: [http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/\(5.1.2015\)](http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/(5.1.2015)).

26 Vgl. Gerlach, Familienbewusste Personalpolitik, 537.

27 Ein Konterpart mit Beiträgen von Wissenschaftlern mit Kindern konnte nicht erhoben werden, vereinzelte Beiträge über forschende Väter sind aber in Zeitungen und Zeit-

darin auf ihre Karriere zurückblickend: „Ich denke, dass ich selbst eine große Portion Extraenergie mitbekommen habe und dass ich leicht ‚fünf gerade sein‘ lassen kann.“²⁸ Weiter heißt es hier: „Was ich im Nachhinein auch gut fand, ist, dass ich früh lernen musste, Prioritäten zu setzen und oft ‚Nein‘ zu sagen, wenn ich Einladungen oder Vorschläge für neue Arbeiten erhielt. Insgesamt würde ich sagen, dass mich die Kinder jung gehalten haben [...].“²⁹ In ihrem Bericht wird Familie primär als Energiequelle beschrieben und als Bedingung für die Fähigkeit, sich abgrenzen zu können. Es wird darauf hingewiesen, dass die Verknüpfung von Familie und Wissenschaft auch in Bezug auf die Gestaltungen des Forschungsalltags hilfreich sein könne, weil sie die ‚Work-Life-Balance‘ fördere und damit die Belastbarkeit der Mitarbeiter/innen langfristig erhalte. Zudem wird interessanterweise einer Mutterschaft im Kontext der Doppelrolle Mutter/Forscherin das Potenzial zugeschrieben, vermeintlich ‚weibliche‘ Eigenschaften wie eine hohe Opferbereitschaft abzulegen.

Auch die Pharmazeutin und zweifache Mutter Kerstin Krieglstein nennt im selben Band positive Effekte ihrer Mutterschaft in Bezug auf Gelassenheit und Bodenhaftung im Umfeld ihrer Arbeit als Wissenschaftlerin. Gerade im Umgang mit Kolleginnen und Kollegen konstatiert sie: „Ich glaube, dass man durch die Kombination dieser zwei Lebensräume die Chance hat, ein normaler Mensch zu bleiben und die Probleme, die den eigenen Mitarbeitern im Laufe der Zeit entstehen, vielleicht besser zu verstehen und dann auch freundlicher oder situationsgerechter zu reagieren.“³⁰ Die eigene Elternschaft wird hier nicht nur als ein wesentlicher Ausgleichsfaktor, sondern auch als zentral für die Ausbildung von Soft Skills und von Führungskompetenzen verstanden. Gleichzeitig wird Mutterschaft mit ‚weiblichen‘ Eigenschaften wie einem hohen Einfühlungsvermögen verknüpft.

schriften zu finden, vgl. exemplarisch Langhammer, Forscher.

28 Wermuth, *Forschung und Familie*, 318.

29 Wermuth, 321.

30 Krieglstein, *Kompromissbereitschaft*, 215.

Fazit

Obwohl die vorliegende Untersuchung nur exemplarischen Charakter hat, wurde deutlich, dass forschende Eltern, insbesondere Mütter (aufgrund von Gleichstellungsprozessen zukünftig wahrscheinlich auch vermehrt Väter), die Entscheidung für Kinder unter ökonomischen Gesichtspunkten bzw. unter einer Risikoperspektive treffen – oder zumindest im Nachhinein unter einer solchen reflektieren. Das analysierte Material zeigt weiter, dass innerhalb des universitären Diskurses um das Thema Familiengründung der Fokus auf den potenziellen ‚Schäden‘ liegt. Mögliche ‚Gewinne‘ einer Verknüpfung von Wissenschaft und Elternschaft werden meist nur subjektiv in Form von Erfahrungsberichten Betroffener thematisiert. Eine Ausnahme bilden Beiträge, die durch neuere Erkenntnisse der Arbeitsforschung, die aktuell das generative Potenzial von Elternschaft herausstellt, motiviert sind. In hochschulnahen Medien finden solche Aspekte insgesamt aber kaum Erwähnung, wie die Beiträge der Zeitschrift *Forschung & Lehre* zeigen, in denen ein starkes Problembewusstsein vorherrscht. Positive Aspekte einer Elternschaft werden hingegen in Selbstaussagen von Eltern in den Vordergrund gerückt.

Auffällig ist, dass die Risikobeschreibungen starke Genderimplikationen aufweisen: Die untersuchten Beiträge zeigen sehr deutlich, dass eine Familiengründung im Kontext von Hochschule und Wissenschaft als ein geschlechter-spezifisches Risiko – nicht nur auf Schadens-, sondern auch auf Gewinnebene – wahrgenommen und kommuniziert wird. Forschenden Müttern werden dabei vor allem Probleme in den Bereichen Karriereplanung und Zeitmanagement zugeschrieben und die Verortung in bzw. Distanzierung von klassischen Geschlechterrollen problematisiert. Auf diese Weise wird eine Elternschaft von Frauen einerseits als ein zentrales Karriererisiko identifiziert. Gleichzeitig wird der Diskurs um Geschlechterrollen und Gleichstellung von Männern und Frauen an Universitäten mit dem Vereinbarkeitsdiskurs um Familie und Beruf verknüpft; die ‚Vereinbarkeitsfrage‘ wird damit – weitgehend – zum ‚Frauenproblem‘ reduziert. Auf der anderen Seite wird für Väter die „ungewohnte“ familiäre Belastung als erschwerend für die Aufrechterhaltung eines Gleichgewichts von Berufs- und Privatleben formuliert; geschlechterspezifische Erwartung bzw. die Auseinandersetzung mit

der eigenen Geschlechterrolle werden dabei als weniger problematisch markiert. Eine Vaterschaft wird in diesen Darstellungen vielmehr als riskant eingestuft, weil sich Männer im Kontext von Familie und Fürsorgearbeit auf für sie vermeintlich ‚untypisches‘ Gebiet begeben. Für den Verlauf einer Hochschulkarriere wird eine Vaterschaft dagegen als eher nebensächlich dargestellt. Auf diese Weise wird nicht nur Erwerbsarbeit als selbstverständlicher Lebensmittelpunkt von Männern betont, sondern auch die Gruppe forschender Väter, die gleichberechtigt oder hauptsächlich Fürsorge- und Haushaltsarbeit übernehmen, marginalisiert.

Solche Thematisierungen – und vor allem die Problematisierungen – von Elternschaft auf der Basis einer Reproduktion von Geschlechterstereotypen bleibt nicht ohne Konsequenzen: Indem geschlechterspezifische Risiken einer Elternschaft undifferenziert dargestellt werden, repräsentieren die untersuchten Beiträge nicht nur gesellschaftlich vorherrschende Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterrollen, sondern bringen diese auch selbst hervor und tragen grundlegend zur polaren Festschreibung von sozialem Geschlecht³¹ in der Wissenschaft bei. Der Diskurs erzeugt auf diese Weise „die Wirkungen [...], die er benennt“.³²

31 Die Kategorie Gender wird im Sinne Butlers als ein Ergebnis soziokultureller Konstruktions- und Konstituierungsprozesse verstanden. „In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun [...]. Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (*gender*) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ‚Äußerungen‘ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind“ (Butler, *Unbehagen*, 49).

32 Butler, *Körper*, 22.

Literatur

- BAUM, ANTONIA: Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen. Die tollste Sache der Welt ist in unserer Gesellschaft für viele ein Albtraum geworden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.1.2014.
- BUTLER, JUDITH: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991.
- BUTLER, JUDITH: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995.
- DRESSEL, KERSTIN: Kind und Kegel. Aus dem Leben einer Wissenschaftlerin und Mutter (2008), unter: <http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/10/15/wissenschaft-kind-und-kegel-aus-dem-leben-einer-wissenschaftlerin-und-mutter/> (4.4.2015).
- ECKES, THOMAS: Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hrsg. von Ruth Becker/Beate Kortendiek, Wiesbaden 2004, 178–189.
- FINDEISEN, INA: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Wiesbaden 2011.
- FOUCAULT, MICHEL: Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1981.
- GERLACH, IRENE: Weniger krank und mehr motiviert. Familienbewusste Personalpolitik. Interview, in: Forschung & Lehre 21/7 (2014), 536 f.
- HARMANN, LISA: Burn-out. Gesundheitsrisiko Mutterschaft, in: Spiegel Online vom 3.9.2014, unter: <http://www.spiegel.de/forum/gesundheit/burnout-gesundheitsrisiko-mutterschaft-thread-143585-1.html> (10.5.2016)
- KRIEGLSTEIN, KERSTIN: Kompromissbereitschaft und Flexibilität als Voraussetzung für eine berufliche Karriere mit Kindern, in: Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen, hrsg. von Nikola Biller-Andorno u. a., Frankfurt a. M./New York 2005, 208–217.
- KUNADT, SUSANN U. A.: Familienfreundlichkeit in der Praxis. Ergebnisse aus dem Projekt „Effektiv! Für mehr Familienfreundlichkeit an deutschen Hochschulen“, Köln 2014.
- LANGHAMMER, FRANZISKA: Forscher, Facharzt und Vater, in: Die Zeit vom 29.8.2013.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft. Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 15/11 (2008), 754–756.

- LIND, INKEN: Kinder als Risiko für die Hochschulkarriere? Vereinbarkeit von Hochschulkarriere und Elternschaft II (2008), unter: <http://scienceblogs.de/for-women-in-science/2008/09/26/kinder-als-risiko-fur-die-hochschulkarriere-vereinbarkeit-von-hochschulkarriere-und-elternschaft-ii/>(5.1.2015).
- LUHMANN, NIKLAS: Soziologie des Risikos, Berlin, New York 1991.
- METZ-GÖCKEL, SIEGRID: Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem, Opladen 2014.
- MECHERIL, PAUL U. A. (Hrsg.): Differenz unter Bedingungen von Differenz. Zu Spannungsverhältnissen universitärer Lehre, Wiesbaden 2013.
- Leitbild der Technischen Universität München, unter: <http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/leitbild/>(4.5.2015).
- Leitbild der Universität Tübingen, unter: <http://www.beruf-und-familie.de/index.php?c=22> (4.5.2015).
- ONNEN, CORINNA: Schneller, höher, weiter? Die Jagd nach Wachstum und die Folgen für Familien, in: *Forschung & Lehre* 20/4 (2013), 282 f.
- VOIGT, CLAUDIA: Die große Erschöpfung. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist in diesem Land immer noch ein Traum, in: *Der Spiegel* 48 (2013), 156 f.
- WERMUTH, NANNY: Forschung und Familie zusammen. Enorm viel Freude und Flexibilität, in: *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, hrsg. von Nikola Biller-Andorno u. a., Frankfurt a. M./New York 2005, 316–322.
- WINTER, CLAUDIA: Schwieriger Spagat. Wie können Familie und Karriere in der Wissenschaft miteinander vereinbart werden?, in: *Forschung & Lehre* 15/6 (2008), 400 f.

